

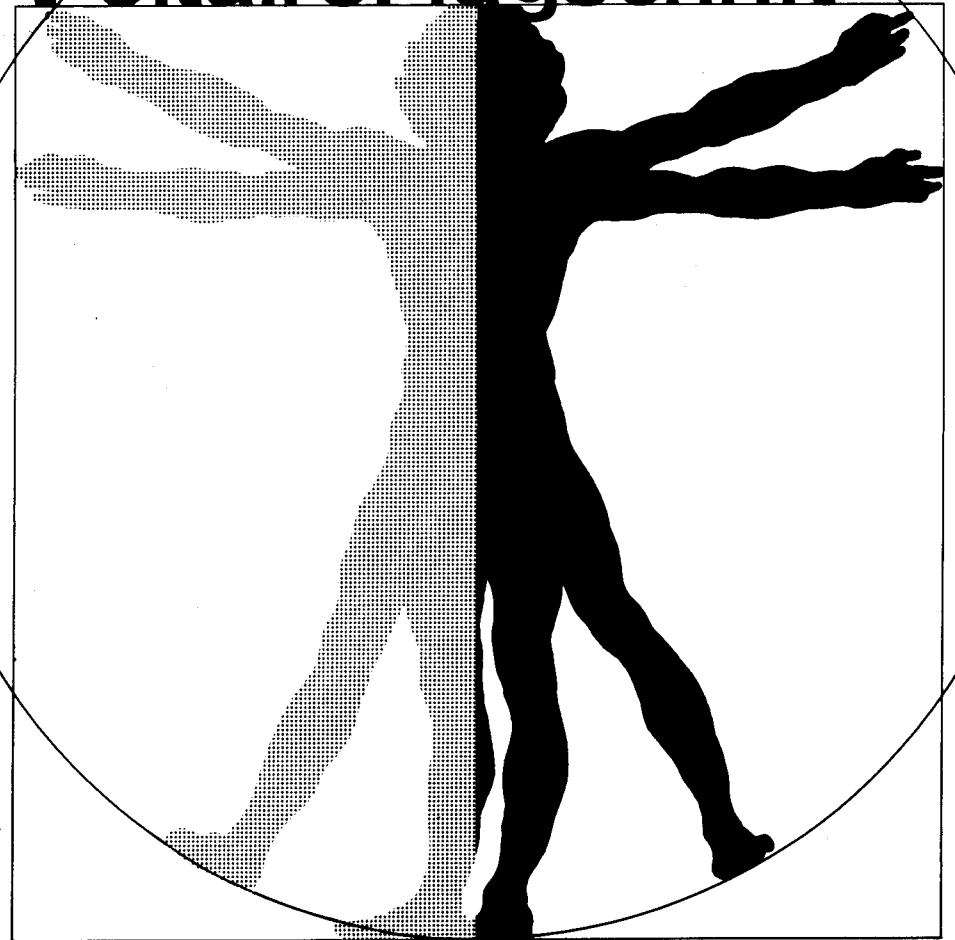
Die Gewalt hebt das Volk auf die Höhe seiner Anführer. Gestern noch ohne jede Verantwortung, wollen sie heute alles verstehen und über alles entscheiden. Von der Gewalt erleuchtet, rebelliert das Bewußtsein des Volkes gegen jede Pazifizierung. Die Demagogen, die Opportunisten, die Magier haben dann einen schweren Stand. Auf lange Sicht sind alle Verschleierungsversuche hinfällig geworden. Die Praxis, die die Massen in ein verzweifertes Handgemenge geworfen hat, verleiht ihnen einen gierigen Hunger nach dem Konkreten.
Frantz Fanon

Black Power

Ursachen des Guerilla-Kampfes in den Vereinigten Staaten

14

Voltaire Flugschrift



Man hat sich gefragt, was die Farbigen Amerikas tun werden, wenn der bürgerliche Staat sich auf die Dauer als unfähig erweist, die sozialen Widersprüche in seiner Mitte zu lösen. Im Sommer 1967 hat man die Antwort erhalten. Die Farbigen haben erkannt, daß Rassenkampf im Grunde Klassenkampf ist und als solcher geführt werden muß. Sie sind, unter ethnischen Vorwänden, zur am meisten ausgebeuteten, entfremdeten und unterdrückten Klasse des Kontinents degradiert worden. Das System, das die Unfreiheit der Farbigen hervorgebracht hat und ständig erneuert, muß von ihnen zerstört werden. Diesen Kampf gegen die weiße spät-kapitalistische Gesellschaft führen sie nicht allein, sondern gemeinsam mit den Völkern der Dritten Welt in Vietnam, Afrika und Lateinamerika, die sich gegen die weißen Definitionen einer weißen Kultur, die auf die Entwürdigung und Bevormundung der ganzen Welt hinauslaufen, zur Wehr setzen. Diese weiße Kultur hat sich bisher als unfähig erwiesen, den Menschen auf eine höhere historische Stufe zu heben. Sie hat ihn, statt ihn menschlicher zu machen und seine Humanität zu entwickeln, zu einem gedankenlosen Tier werden lassen, das damit zufrieden ist, zu konsumieren und zu töten. Die Zerstörung dieser Kultur, die in Wahrheit bestialischer ist als alles, was ihr voranging, eröffnet der Menschheit die Hoffnung, daß ihre Geschichte noch nicht zu Ende ist. In einer Welt ohne Unterdrückung, ohne die Herrschaft von Menschen über Menschen, könnte auch der Weiße, der jahrhundertlang an der Zerstörung der Menschheit gearbeitet hat, einen neuen Platz einnehmen und eine neue, positive, auf eine zukünftige Freiheit gerichtete Tätigkeit entfalten. So ist der Freiheitskampf der Farbigen in der ganzen Welt die Hoffnung auch für die von ihrer Zukunft abgeschnittenen Weißen.

B V

Ich weiß, was die Welt meinem Bruder angetan hat und wie knapp er es überlebte. Und ich weiß, was viel schlimmer ist, und dies ist das Verbrechen, dessen ich mein Land und meine Landsleute anklage, und das weder ich noch die Zeit noch die Geschichte ihnen je vergeben werden, ich weiß, daß sie hunderttausendfach Leben zerstört haben und immer noch zerstören, und sie wissen es nicht und wollen es nicht wissen.

James Baldwin 1962

Ich verließ mein Büro in Jackson, Miss. an einem ganz gewöhnlichen Tag. Ein weißer Polizist schrie: „Hehl Komm mal her, Boy!“ Ich zögerte.

„Wie heißt du, Boy?“ fragte der Polizist.

„Dr. Poussaint — Ich bin Arzt.“

„Dein Vorname, Boy?“

Mein Herz klopfte und ich murmelte tief gedemütigt: „Alvin“.

„Alvin, wenn ich dich das nächste Mal rufe, kommst du sofort, hast du verstanden?“

Meine Stimme zitterte vor Hilflosigkeit: „Ja, Sir“.

Alvin F. Poussaint

Black Power Die verzweifelte Generation

Der Versuch, das ganze Ausmaß der Verzweiflung, die in den Rebellionen der Farbigen Amerikas zum Ausdruck kommt, zu begreifen, verlangt von den meisten ein völliges Umdenken.

Wir sind nicht gewöhnt, Amerikas Image mit der Armut in Zusammenhang zu bringen. Aber selbst, wenn wir das versuchen, reicht unsere europäische Erfahrung nicht aus, uns von der Armut, die in den Farbigenvierteln einer Stadt wie Detroit herrscht, ein zutreffendes Bild zu machen. Um das Ganze begreiflicher zu machen, müßte man sehr viel berichten. Aber es gibt einige Fakten, die man kurz und ohne Umschweife vorwegnehmen kann und die einen ersten Eindruck von der Breite und der Verästelung des Verfalls vermitteln, der die amerikanischen Städte in dem Augenblick beherrscht, wo die Macht und der Reichtum Amerikas so groß sind wie nie zuvor.

● Jeder dritte Farbige in den meisten Städten des Nordens ist arbeitslos oder so gut wie arbeitslos (nach Angaben des jüngsten Gutachtens des Arbeitsministeriums)

● 13 Jahre nachdem der Oberste Gerichtshof die Rassentrennung in den Schulen für ungesetzlich erklärt hat, wird die Rassentrennung in den Schulen schärfer beachtet als je zuvor

● In der Periode eines beispiellosen Booms und nach 6 Jahren ständigen Wirtschaftswachstums sind die Durchschnittseinkommen in den städtischen Gettos (wo die meisten Farbigen leben) niedriger als zu Beginn der 60er Jahre

Und das nach den Jahren beispielloser Versprechungen an die Neger, von denen bisher kaum eine erfüllt worden ist. In der amerikanischen Gesellschaft ist ein tragischer, automatischer Mechanismus aufgedeckt worden, der darin besteht, daß nahezu jeder Versuch, den Armen zu helfen — und die Armen, das heißt grundsätzlich die Farbigen — durch einen Kunstgriff dazu führt, daß die Reichen reicher und die Armen ärmer gemacht werden. Die Ironie, der sich Amerika gegenüber sieht, besteht darin,

daß die Bundesmittel für das städtische Sanierungsprogramm — 1967 sind das 2 Milliarden DM — dadurch zweckentfremdet werden, daß man die Slumwohnungen durch Häuser für die Mittelklasse ersetzt, die sich Slumbewohner nicht leisten können.

Die Lage ist derart, daß man eine Stadt wie Detroit noch ernsthaft als fortschrittlich ansehen muß, obwohl dort seit den frühen fünfziger Jahren kein Projekt des sozialen Wohnungsbaus fertiggestellt worden ist. Das ist der Hintergrund, vor dem Stokely Carmichael, der Prophet der Black Power, den Guerillakampf gegen die Weißen fordert. Das ist eine maßlose und gewalttätige Forderung. Aber die gegenwärtige Misere der Farbigen ist ebenso maßlos. Die Forderung nach Gewalt ist nur ein Teil eines zusammenhängenden Ganzen, zu dem auch gehört, daß der Mord an 36 Bürgerrechtlern im Süden bisher zu nur 3 Verurteilungen geführt hat, und keine Strafe dabei mehr als zehn Jahre betrug.

Und selbst gemäßigte Negerführer geben freimütig zu, daß sie mit der scharfen Anklage Carmichaels sympathisieren. So sagte Bayard Rustin, der Führer des großen Neger-Marsches auf Washington 1963: „Stokely sagt nichts anderes als dies: ‚Wenn . . . nach allem, was wir durchgemacht haben, alles nur schlimmer geworden ist, dann, verdammt noch mal, ist etwas mit den Führern, den Liberalen, den Juden, den Gewerkschaften nicht in Ordnung, mit dieser ganzen Allianz, die nicht zum Erfolg geführt hat‘. Er glaubt einfach nicht mehr daran, daß diese Gesellschaft noch die Fähigkeit hat, sich zu verändern, und deshalb wendet er sich nur noch an die Farbigen.“

Rückblick: Der lange heiße Sommer von 1919

Walter Lippmann, der geachtetste Kommentator Amerikas, schreibt: „Das Rassenproblem, soweit ich weiß, ist in Wirklichkeit das Nebenprodukt unserer planlosen, ungeordneten, kompromittierten, richtungslos dahintreibenden Demokratie. Ehe wir nicht lernen, jedem eine

Wohnung zu verschaffen, jedem Arbeit bei einem anständigen Lohn zu geben und einen Sozialstatus, der ihm erlaubt, sich selbst zu achten, ehe wir nicht jedem die bürgerlichen Freiheiten garantieren und ihm Erziehung und Glück zuteil werden lassen, wird unser ganzes Gerede über das Rassenproblem einer finsternen Mythologisierung gleichen. In einer schmutzigen Zivilisation wird das Verhältnis zwischen Schwarzen und Weißen ein schmutziges Verhältnis bleiben. In einer saubereren Zivilisation werden beide Rassen gemeinsam ihre Aufgaben lösen — aber nur in einer solchen.“ Wie träge Amerika auf die Anklage reagierte, kann man am Datum der Lippmannschen Niederschrift ablesen: 1919.

Damals herrschte der „Rote Sommer“, der erste der langen heißen Sommer. Über 20 Rassenkämpfe tobten im Laufe dieses Sommers in den Straßen, aus sieben wurden größere Aufstände. Im blutigsten — Juli 1919 in Chicago — wurden 23 Farbige und 15 Weiße getötet.

Zwei Mythen über die Rasse in Amerika

Zwei Legenden verweben sich mit dem Thema. Die erste heißt, Amerika habe seit dem Bürgerkrieg (1864) das Problem ernstlich in Angriff genommen. (Dies Argument wird bei uns gewöhnlich bereitgehalten, um zu beweisen, daß man „durch Gesetze die Herzen der Menschen nicht ändern könne.“) Die zweite Legende heißt: der gewaltsame Aufstand in den Negergettos der amerikanischen Städte in den letzten vier Jahren sei ein ganz neues Phänomen.

Die Wahrheit allerdings ist, daß die amerikanische Regierung bis zum Ende des zweiten Weltkriegs mindestens stillschweigend, gewöhnlich aber ausdrücklich, für die Rassentrennung eingetreten ist. Präsident Woodrow Wilson, also der Mann, der am Ende des ersten Weltkrieges voller Stolz die Freiheit nach Europa exportierte, führte zu Hause die Rassentrennung für alle Bundesbehörden ein. Nur die Intervention des Obersten Gerichtshofs konnte in der gleichen Zeit verhindern, daß durch Gesetz auch formell

die Apartheid — die Trennung in Rassenzonen — eingeführt wurde. Selbst die Rooseveltsche Politik des New Deal war eine Politik der Rassentrennung. Die Flurbereinigungsbehörden vertrieben auf dem Lande Tausende von farbigen Pächtern von ihren Farmen. Die städtischen Gettos wurden von diesen mittellosen Flüchtlingen überschwemmt. Jetzt zeigte sich, daß die Wohnungsbehörden des New Deal eine Politik verfolgten, die bereits im old deal angelegt war. Die eine Behörde, Federal House Administration, vergab keine Hypotheken, wenn Farbige Häuser in weißen Vorstädten kaufen wollten. Die andere United States Housing Authority, finanzierte nur Bauvorhaben, in denen Weiße und Farbige getrennt lebten. Die unausweichliche Folge davon war, daß die Siedlungen für Farbige nichts anderes wurden als Erweiterungen der alten Gettos. Im Endeffekt hat der New Deal die Schlinge um den Hals des Farbigen endgültig zugezogen. Mit der Depression war vermutlich die letzte Gelegenheit vorübergegangen, bei der Amerika den Mängeln seines ökonomischen Systems mit Maßnahmen gegenübertrat, die auch die grundlegende, nämlich ökonomische Wurzel des Farbigenproblems hätten erreichen können — falls irgendjemand überhaupt so grundsätzlich hingesehen hätte. Aber der Farbige ging aus dem New Deal jedenfalls schlechter gestellt hervor, als er hineingegangen war, nämlich als unterdrücktes, rassistisch isoliertes, städtisches Lumpenproletariat. Ironischerweise brachte dieser New Deal aber das Bündnis zustande, auf das die Farbigen eine Generation lang ihre Hoffnung setzten: die gemeinsame Front der Negerorganisationen und der weißen Gewerkschaften. Man kann sagen, daß dieses Bündnis der einzige wirklich bedeutende Grund dafür war, daß die amerikanischen Städte bis 1964 — also 21 Jahre lang — fast vollständigen Rassenfrieden erlebten. Solange dies Bündnis bestand, hatten die Farbigen wenigstens einige mächtige Bundesgenossen — vor allem Walter Reuthers Autoarbeitergewerkschaft — auf dem Arbeitsmarkt.

Die Gewerkschaften ihrerseits haben nie viel Nächstenliebe investiert. Sie waren in den 30er Jahren einfach klug genug, zu sehn, daß die Farbigen vorzügliche Streikbrecher abgeben, wenn es einmal ein paar Millionen Arbeitslose gibt, und daß man sie deshalb besser an sich fesselt. In Detroit, dem Sitz der Reutherschen Autoarbeitergewerkschaft, zerbrach das Bündnis zwischen Farbigen und Gewerkschaften schließlich im Jahre 1960, als die weißen Facharbeitergewerkschaften und die Industriegewerkschaften sich zusammenschlossen und die ganzen alten Ressentiments der Facharbeitergewerkschaften gegenüber den Farbigen zum Vorschein kamen. Die Trennung war unheilvoll aber unausbleiblich. Als die Automation den ungelerten und angelernten Arbeitern die Arbeitsplätze dezimierte, wurden Farbige wieder einmal zu bedrohlichen Konkurrenten der weißen Arbeiter auf den untersten Sprossen der sozialen Leiter.

Aufhebung der Rassentrennung: Fiasko vor dem Obersten Gerichtshof
Man betrachtet häufig die Entscheidung des Obersten Gerichtshofes gegen die Rassentrennung in den Schulen aus dem Jahre 1954 als einen Markstein im Kampf der Farbigen für Gleichberechtigung in der Nachkriegsperiode.

In Wirklichkeit hatte der Gerichtshof nur beabsichtigt, die Verfassung der Zeit entsprechend zu mildern, und das schwächte den Sieg von vornherein ab. Ein verfassungsmäßig garantiertes Recht war „persönlich und gegenwärtig“, darauf hatte das Gericht schon immer bestanden — es konnte nicht für einen einzigen Tag suspendiert werden. Bis dann im Jahre 1954 der Gerichtshof der Nachwelt die beispiellose Entscheidung vermachte, daß die Aufhebung der Rassentrennung in den Schulen nicht mit einer einmaligen Anstrengung erreicht werden mußte, sondern nur „mit einer alle Vor- und Nachteile abwägenden Schnelligkeit.“ Die Farbigen haben mit wachsender Bitterkeit zur Kenntnis genommen, daß das Gericht den Südstaaten eine perfekte Waffe für ihre Verzögerungstaktik

geliefert hatte. Als ein Richter des Obersten Gerichtshofs zehn Jahre später die Trümmer des Integrationsprogramms überblickte, mußte er zugeben: „Am Abwägen hat es nicht gefehlt, aber an Schnelligkeit.“ Auch die Regierung zeigte kein bißchen Eifer, um die Entscheidung von 1954 in die Tat umzusetzen. Das Bürgerrechtsgesetz von 1964 stellte zwar klar: künftig gibt es keine Bundesmittel mehr für Schulen, die die Rassentrennung aufrechterhalten. Das hätte ungefähr 1900 von den 2200 Schulbezirken des Südens lahmgelegt. Aber der Kongreß und das Bundeserziehungsministerium entschieden sich für Nachsicht. Das war zehn Jahre nach der Entscheidung des Obersten Gerichtshofs, und die Schulen würden nun sogar noch mehr Zeit haben, die Rassentrennung aufzuheben. Das Ergebnis dieser Versuche erklärt die wachsende Verachtung der Farbigen für die Versprechungen der Regierung und des Obersten Gerichtshofs zu genüge. 1963 gingen 1,8% der farbigen Kinder im Süden auf integrierte Schulen, 1965 waren es 5,8%, und heute, fast 14 Jahre nachdem das höchste Gericht der Vereinigten Staaten entschieden hatte, daß jedes Kind das Recht darauf hat, sind es ganze 13%!

Zu der Zeit, in der der Oberste Gerichtshof seine vorsichtige Entscheidung von 1954 fällte, war der Prozeß, der Detroit im Juli 1967 auseinanderriß, schon in vollem Gange. (Detroit war in der Tat in bestimmter Hinsicht eine liberale Stadt: das Neger-Handbuch, das von der Zeitschrift *Ebony* veröffentlicht wird, führt Detroit unter den zehn Städten, in denen die für Farbige besten Arbeitsbedingungen herrschen.)

Die Gettos haben ihren Ursprung weit weg von Detroit, im tiefen Süden. Seit der Jahrhundertwende wanderten die Neger stetig aus dem ländlichen Süden in den städtischen Norden, gezwungenermaßen verstärkt, seit auf den Baumwollfeldern weniger Leute beschäftigt wurden. Vier Millionen sind seit 1940 in den Norden gekommen, davon eine Million in den letzten zehn Jahren. Zwei Drittel aller erwachsenen Farbigen in den Städten des Nordens sind im Süden geboren.

Durch die Mechanisierung der Farmen und die Anwendung von chemischem Dünger erübrigten sich die Arbeiter, die einen Teil von der Ernte erhielten (share-croppers). Der Umschichtungsprozeß geht weiter, man erwartet, daß in diesem Herbst 60000 Farbige im Mississippi-Delta arbeitslos werden. Die Gutsbesitzer, die ihre Pflanzungen sanieren und mechanisieren, sehen gern, wenn die Neger verschwinden; ihr Verhalten läßt sich mit dem der Engländer während des Bauernlegens im 18. Jahrhundert vergleichen. Manche von ihnen geben Anzeigen auf, in denen sie jedem Neger, der nach Norden gehen will, das Geld für die Busfahrkarte anbieten. Einige Landkreise hungern ihre überzähligen schwarzen Einwohner aus, indem sie sich weigern, das Bundesprogramm für Lebensmittelverteilung durchzuführen.

Ob sie nun wollen oder nicht: täglich packen Dutzende von Negern ihre Pappkartons und besteigen die Busse nach Harlem, Watts und Detroit. Ihr bisheriges Leben hat ihnen gewöhnlich nichts beigebracht, was ihnen den Umgang mit der Stadt erleichterte: außer Baumwollpflücken haben sie nichts gelernt, und natürlich sind sie Analphabeten.

Sie finden in den Zentren der nördlichen Städte Unterkunft in den Häusern, die die Weißen verlassen haben, die sich, entsprechend dem klassischen Vorbild der weißen Mittelklasse Amerikas, in den Vorstädten angesiedelt haben. Das Ergebnis davon ist, daß — nach einer Schätzung der Zeitschrift *Congressional Quarterly* — im Jahre 1970 mindestens 14 Städte Cities mit mehr als 40% farbiger Bevölkerung haben werden. Drei Städte haben diese Prozentzahl bereits überschritten: Washington, Baltimore und Detroit.

In Detroit kann man den Verfall der City an Hand der Volkszählungen von 1950 und 1960 genau verfolgen. In diesen zehn Jahren wanderten die Industriebetriebe in die Vorstädte ab und 34,4% der Arbeitsplätze in der Innenstadt gingen verloren. (Dieser Trend setzt sich allem Anschein nach fort.)

Wie das Herz von Detroit verfiel

Auf diese Weise rückten die Arbeitsplätze für die ungelerten Arbeiter des farbigen Proletariats längs der Autobahnen immer weiter von dem skelettartigen öffentlichen Verkehrssystem ab. Vorbedingung für Leute, die in die Vorstädte umziehen wollten, war Wohlstand und wahrscheinlich weiße Hautfarbe. So teilten die häufig arbeitslosen Neger das Herz der City in steigendem Maße mit alten und verarmten Weißen. Zwischen 1950 und 1960 verließen 22,4% der Weißen im Alter von 20 bis 64 das Stadtzentrum, das ist die Altersgruppe, die Steuern zahlt und sich für die öffentlichen Angelegenheiten einsetzt. Der Anteil der Altersgruppe der über 65jährigen stieg um 50%.

Im gleichen Zeitraum zogen etwa 183 000 Farbige (fast alles Neger) ins Zentrum, d. h. die farbige Bevölkerung wuchs um 60,4%. Das Absinken des Wohlstandes läßt sich daran ablesen, daß der Anteil der City am Einzelhandelsumsatz der gesamten Stadt von 60,5% auf 51,1% fiel. Zusammen mit der Industrie, dem Handel und den reichen Einwohnern gingen der City auch Steuergelder verloren, die aus der Vermögenssteuer geflossen waren. Das ist der springende Punkt: denn die Vermögenssteuer ist als einzige Gemeindesteuer gewöhnlich die wichtigste Einkommensquelle, aus der Schulen und Sozialeinrichtungen, die jetzt mehr benötigt werden als je zuvor, finanziert werden könnten.

Man hat in Detroit viel über städtisches Aufbauprogramm geredet, das wenigstens für einige Weiße die sozial gesunkene City wieder attraktiv machen sollte. Aber die Führung der Stadt machte die Dinge in mancher Hinsicht nur noch schlimmer. Im Jahre 1949 wurde ein konservativer Bürgermeister gewählt, der acht der öffentlichen Wohnungsbauprojekte ablehnte. In den fünfziger Jahren wurden zwei Projekte, die bereits 1940 geplant worden waren, fertiggestellt. Seither ist kein Projekt mehr fertig geworden.

Wie sich das städtische Aufbauprogramm auf die Slums auswirkte
In Detroit verließ man sich anstatt auf den öffentlichen Wohnungsbau — der etwa dem sozialen Wohnungsbau der Bundesrepublik entspricht — lieber auf solche Einfälle wie das Gratiot-Projekt, um mit dem Problem der Elendsviertel fertigzuwerden. Das Gratiot-Projekt scheint ein typisches städtisches Aufbauprojekt gewesen zu sein. Erst einmal wurden Teile des Slums mit Bundesmitteln aufgekauft und abgerissen. Dann übergab man die Bauplätze an Privatunternehmer, gemäß der Moral, die man häufig bei städtischen Beamten antrifft, daß nur auf dem freien Markt ein entsprechendes Entwicklungsprogramm durchgeführt werden könne. Das Gratiot-Projekt bestand zunächst darin, 52 Hektar Slums abzureißen und 1950 Negerfamilien auf die Straße zu setzen. Obwohl 76% dieser Familien weniger als 3500 Dollar im Jahr verdienten, also an der Armutsgrenze der Bundesregierung oder darunter lebten, wurde weniger als die Hälfte von ihnen in öffentlichen Wohnungsbauten eingewiesen. Man erwartete von Gratiot, daß er dafür sorgen würde, daß Leute mit Minimaleinkommen Wohnungen bekämen. Im Endeffekt brachte die einfache Rechenkunst des kapitalistisch betriebenen Wohnungsbaus ein Wohngebiet hervor, das zwar in Kosten und Ausführung dem durchschnittlichen US-Standard entsprach, — aber weit jenseits dessen lag, was die aus ihren Häusern vertriebenen Armen sich leisten konnten. So blieben mehr als 1000 Negerfamilien ohne Wohnung zurück. Sie verteilten sich auf die Slums der Umgegend und verschlimmerten die Wohnungsnot, die ohnehin durch die Gratiotsche Landnahme bereits zugenommen hatte. An diesem Beispiel wurde der Prozeß deutlich, in dessen Verlauf die Farbigen in den letzten zehn Jahren immer weiter in die immer mehr übervölkerten Slums zurückgedrängt worden sind, während an den Rändern öffentliche Mittel dazu beitragen, Wohnungen für die vorwiegend weiße Mittelklasse zu errichten. Die sozialen Verhältnisse in einer verfallenden City wie Detroit scheinen

ganz offensichtlich verheerend zu sein. Aber niemand konnte sich ein zutreffendes Bild davon machen, wie gefährlich die Arbeitslosigkeit werden würde. In diesem Frühjahr hat das Arbeitsministerium dem Präsidenten der Vereinigten Staaten einen neuen, ungewöhnlichen Bericht unterbreitet. Der Bericht unter dem Titel: „Genauere Ansicht der Arbeitslosigkeit in den Städten und Slums der Vereinigten Staaten“ hat nicht Sensation gemacht, aber er zeigt Bedingungen auf, in deren Licht die Aufstände dieses Sommers nur noch deswegen überraschend wirken, weil sie so spät gekommen sind.

Das Gutachten des Arbeitsministeriums beweist, daß die alle zehn Jahre stattfindende Volkszählung aufgrund eines Fehlers ein Sechstel der Neger im Alter zwischen 20 und 30 Jahren nicht berücksichtigt hat, d. h. alle früher angegebenen Arbeitslosenziffern für Farbige stellen grobe Unterschätzungen dar. Das Gutachten beweist ferner, daß die Arbeitslosigkeit in den städtischen Slums so erheblich viel größer ist, daß die durchschnittliche Arbeitslosigkeit im übrigen Land (3,5%) vergleichsweise unbedeutend ist.

Die entscheidende Tatsache, die die Leute vom Arbeitsministerium aufdeckten, lautet: mehr als ein Drittel aller Slumbewohner — das sind vorwiegend Farbige — verdienen nicht einmal den reinen Lebensunterhalt. Ferner fanden sie heraus: 10 bis 20%, die arbeitsfähig sind, haben es aufgegeben, noch weiter nach Arbeit zu suchen.

Die Arbeitslosigkeit in den Slums geht nicht hauptsächlich zu Lasten der augenblicklichen Wirtschaftslage. Sie ist vor allem ein Produkt der fehlenden Schulung und Ausbildung. Im Bericht heißt es: „Welches Wachstum des Bruttosozialproduktes wir auch annehmen mögen, dieses stehende Gewässer wird es nicht in Fluß bringen.“

Das Problem war — zumindest in dieser Größenordnung — für die Vereinigten Staaten etwas Neues. So brachen die Mitarbeiter des Arbeitsministeriums mit dem traditionellen Begriff der Arbeitslosigkeit, der Teil-

zeitbeschäftigte als Beschäftigte zählt (auch wenn sie lieber voll beschäftigt wären) und die Höhe des Einkommens nicht berücksichtigt und schließlich alle die ausklammert, die nicht aktiv nach Arbeit suchen.

Das Ministerium definierte den Begriff so, daß er nun außer den regulären Arbeitslosen auch die Arbeitslosen, die es aufgegeben haben, nach Arbeit zu suchen, die niedrig bezahlten Teilzeitarbeiter und diejenigen miteinschließt, von denen man weiß, daß sie im Getto wohnen, ohne daß sie von den herkömmlichen Beschäftigten — oder Arbeitslosenstatistiken erfaßt würden. Dieser neue Begriff erhielt die Bezeichnung „Unterbeschäftigungsindex“. Das Ergebnis war alarmierend.

Der New Yorker Bezirk East Harlem zum Beispiel wies nach der alten Berechnungsweise eine Arbeitslosenquote von 9% auf, die man ernst nehmen mußte. Der Unterbeschäftigungsindex aber zeigte 33,1% an! Mehrere andere Städte im Norden weisen ebenfalls erschreckende Unterbeschäftigungsquoten auf, aber am beachtlichsten ist der Index einer Stadt im Süden, San Antonio (Arbeitslosigkeit nach herkömmlicher Berechnung: 8,1%), der auf 47,4% steht.

Zum erstenmal wurde durch diesen Bericht deutlich, wie vollkommen unangemessen die Einkommensverhältnisse in den Farbigenstädten sind. Diese Verhältnisse sind deshalb noch gravierender, weil die Lebensmittelpreise im Getto (z. B. in Watts) bei geringerer Qualität eher höher sind als in den wohlhabenden Vorstädten. Der Grund dafür soll darin liegen, daß die Farbigen, wegen der fehlenden Verkehrsmittel, in der Falle des Gettos gefangen sitzen und keine Möglichkeit haben, herumzufahren und den Vorzug des Preisvergleichs auszuschöpfen.

Die finanzielle Kalamität der Gettofarbigen erhöht sich noch dadurch, daß erpresserische Ratenzahlungsgeschäfte an der Tagesordnung sind. Die Hearings des amerikanischen Senats aus Anlaß einer Gesetzesvorlage, die das Ziel hatte, wucherische, gegen die guten Sitten verstoßende Ratenzahlungsverträge zu unterbinden, ergaben, daß für Autos 289%

und mehr, für Fernsehgeräte 285% Zuschlag verlangt werden. Zumindest ein Teil der Zerstörungen und Plünderungen von Läden ist auf die Erbitterung über die (meistens weißen) Ladeninhaber zurückzuführen, die als „honkies“ 1) bekannt sind.

Politik und ein vertanes Jahrzehnt

Allein diese ökonomische Ausbeutung wäre hinreichend, um Aufstände auszulösen. Aber um das Maß voll zu machen, hat man die Farbigen seit der Verabschiedung des Bürgerrechtsgesetzes bitter und immer häufiger politisch enttäuscht.

Die letzten Jahre sind durch „Marksteine des Fortschritts“ gekennzeichnet, die für die Mittelklasse augenscheinlich sein mögen, für die Gettobewohner kaum. 18 Bundesstaaten und zahlreiche Städte haben seit 1957 Gesetze verabschiedet, um Farbige gegen Diskriminierungen beim Kauf eines Hauses zu schützen. Aber weil die Mehrzahl der Farbigen zu arm ist, um sich ein Haus kaufen zu können, ist diese Wohltat mehr symbolischer Natur. Zudem schafft ein Staat oder eine Stadt, die sich weigert, ein entsprechendes Gesetz verabschieden, genügend Affront, um auch die symbolische Wohltat wieder aufzuheben.

John F. Kennedy gewann die Präsidentschaft im Jahr 1960 durch seine weitreichenden, die Bürgerrechte für Farbige betreffenden Versprechungen, die ihm die entschiedene Unterstützung der 15 Millionen farbigen Wähler eintrugen. Kennedy behauptete, Eisenhower könne die Diskriminierungen auf dem Wohnungsmarkt „durch einen Federstrich“ beseitigen, — was zutrifft, denn die Bundesregierung ist der letzte Bürge für alle Hypotheken. Aber als er im Amt war, ging auch Kennedy mit der Feder sehr langsam um. Bis 1962 erließ er gar keine Ausführungsbestimmungen. Und dann betrafen sie nur Neubauten, die mit Bundesmitteln errichtet und von Bauunternehmern verkauft worden waren, aber nicht die privat finanzierten Neubauten, ja, nicht einmal die Eigentumswohnungen, die mit Unterstützung des Bundes gebaut worden waren. Die Bestimmungen fanden auch keine Anwendung auf laufende Verträge, so daß sie erst nach 12 Monaten wirksam wurden.

Im Jahr 1964 erblickte das mit viel Vorschußlorbeeren bedachte Bürgerrechtsgesetz das Licht der Welt; gewiß, eine ganz feine Sache. Große Teile davon waren allerdings nur eine Neuauflage des Bürgerrechtsgesetzes von 1875, das im Jahre 1883 vom Obersten Gerichtshof weitgehend annulliert worden war. Im selben Jahr 64 wurden in mehreren Städten, offenbar als Resultat einer Kampagne des Nationalverbandes der Immobilienbesitzer, Verordnungen verabschiedet, die es der städtischen Exekutive untersagten, Gesetze gegen die Diskriminierung von Farbigen auf dem Wohnungsmarkt anzunehmen. Im selben Jahr erfolgten Aufstände in Harlem, Rochester, (Einsatz von 1000 Mann Nationalgarde), Jersey City, Philadelphia und Bedford-Styvesant 2).

Die Hoffnung erhielt neuen Auftrieb, als Präsident Johnson mit seinem umfassenden Bürgerrechtsprogramm ins Amt kam. (Er hatte das Bürgerrechtslied We shall overcome zu seinem Wahlschlager gemacht.) Aber als die Kongreßwahlen von 1966 die demokratische Mehrheit hinwegfegten, strich die Regierung Johnson eiligst ihr Bürgerrechtsprogramm zusammen. In seiner Botschaft an den Kongreß vom Januar 1967 widmete Johnson den Bürgerrechten noch ganze 45 Wörter, verbreitete sich hingegen ausführlich über die Frage, wie man „Verbrechen auf den Straßen“ bekämpfen solle — das Goldwaterprogramm gegen die rebellischen Farbigen war stillschweigend akzeptiert worden.

Die barometrisch genaue Reaktion des Präsidenten auf den Ausgang der Wahlen von 1966 zeigte den Farbigenführern den Anfang vom Ende der Hoffnung an. 1967 bedeckten die Plakate der Black Panther Party („Geht voran — oder wir gehen über euch hinweg“) plötzlich die Gettomauern.

2) Siehe auch Statistik

Störrisch, gewiß — aber der Kongreß war ebenfalls störrisch. Im letzten Jahr töteten oder verstümmelten die Ratten 14 000 Kinder in den Vereinigten Staaten. Am 20. Juli 1967 würgte der Kongreß unter Gelächter und Zurufen wie: „Ratten-Schützer“ und Vorschlägen ein „Wanzen-Korps“ zu bilden, eine Gesetzesvorlage über Rattenbekämpfung ab.

Das war nur eine von vielen Kürzungen im Sozialetat. Johnson verlangte die Bewilligung von 662 Millionen Dollar für die Entwicklung von „Modellstädten“, ein Drittel wurde gestrichen. Er beantragte 40 Millionen Dollar für Mietbeihilfen und erhielt gar nichts. Er beantragte 230 Millionen Dollar zum Ausbau der öffentlichen Verkehrsmittel, ein Viertel wurde gestrichen. Der Kongreß hat die Befugnisse des Bundeserziehungsministeriums eingeschränkt und die Bundesstaaten erweitert. Und schließlich boykottierte er Johnsons Bemühungen um Freizügigkeit für die Farbigen, um angemessene Strafen für Leute, die die Bürgerrechte verweigern und um wirkungsvollere Gesetze gegen die Diskriminierung auf dem Arbeitsmarkt. Das Bürgerrechtsprogramm der Regierung ist völlig im Schlamm versunken. Die Bürgerrechtsbewegung, die die „geliebte Gesellschaft“ schaffen sollte, ist seit 1966 ein „amtlich anerkannter Leichnam“.

Selbst die geringen Fortschritte, die gemacht worden sind, sind in sich selbst bereits eine Gefahr: in einer Untersuchung der alarmierenden Rebellionen von Watts im Jahre 1965 heißt es, daß „es wahrscheinlicher ist, daß der angestaute Zorn sich bei denen im Aufstand entlädt, denen es verhältnismäßig besser geht als bei den völlig Benachteiligten.“

Alexis de Tocqueville hat über die französische Revolution gesagt, daß nur „vollendete Staatskunst einen König befähigen kann, seinen Thron zu retten, wenn er sich nach einer langen Zeit der Gwalt Herrschaft daran macht, das Los seiner Untertanen zu verbessern. Ein Mißstand, der so lange geduldig ertragen wurde, wie er jenseits aller Abhilfe schien, beginnt als unerträglich zu erscheinen, wenn erst einmal die Möglichkeit seiner Beseitigung die Sinne der Menschen kreuzt.“

Heute gibt es wenig Anzeichen einer „vollendeten Staatskunst“. Das Heilmittel, das Präsident Johnson empfiehlt, nämlich Disziplin durch ganze Arbeit der Polizei, klingt selbst für ein amerikanisches Publikum, das nicht gewillt ist, darüber nachzudenken, was notwendig zu tun wäre, abgeschmackt.

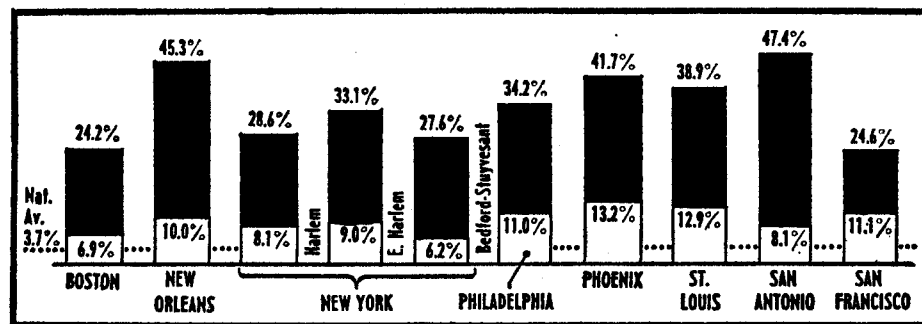
Watts: Hilfe „verläuft im Sande“

Aber die Frage, die am Schluß auftaucht, lautet, ob das weiße Amerika die Katastrophe, die sich in seiner Mitte zusammenbraut, erkennt, ja, ob das weiße Amerika sich überhaupt darum schert? Im Distrikt Watts (Los Angeles), wo die Notwehrkämpfe der Farbigen im August 1965 34 Todesopfer und über 150 Millionen DM Schaden verursachten, hat die Regierung seither etwa 16 Millionen DM Bundesmittel ausgegeben. 51% davon verschlang allein die Verwaltung, der Rest könnte, nach allem was Sozialarbeiter feststellen, genausogut in den Sand geflossen sein.

Jenseits der San Francisco Bay, in Oakland, erforderte ein weiteres Armutsprogramm in den letzten fünf Jahren annähernd 110 Millionen DM. Im Juni vergangenen Jahres erreichte die örtliche Arbeitslosigkeit unter den jungen Farbigen von achtzehn, neunzehn Jahren die Rekordhöhe von 32%. Das Hilfsprogramm schuf fast keinen neuen Arbeitsplatz. Zwar gibt es eine Menge Arbeit bei dem Untergrundbahnnetz, das gegenwärtig in dieser Gegend als Teil des neuen Verkehrssystems von San Francisco entsteht. Aber die Facharbeitergewerkschaften, die an dem U-Bahn Bau beteiligt sind, bestehen dermaßen auf Rassentrennung, daß sie es durchsetzen, daß weiße Arbeiter importiert wurden.

Dieser Grad von Unversöhnlichkeit hat vieles gemeinsam mit der Haltung des Repräsentantenhauses in der Rattenfrage. Was an der Zahl von 14 000 Kindern, die durch Ratten getötet oder verstümmelt worden sind, schließlich am furchtbarsten ist, ist die Tatsache, daß die amerikanische Gesellschaft kultiviert genug ist, um eine solche Statistik aufstellen zu lassen, aber

ganz offensichtlich viel zu verantwortungslos, um gegen die Fakten, die ihr zugrundeliegen, irgendetwas zu unternehmen.



Die unteren Zeilen zeigen die über dem US-Durchschnitt (= 3,7%) liegenden Arbeitslosenquote von acht amerikanischen Städten an; die oberen Zahlen die noch größere Gruppe von Leuten, die durch Bundesbehörden als „Unterbeschäftigte“ eingestuft werden. „Unterbeschäftigung“ ist in Wahrheit „versteckte“ Arbeitslosigkeit.



Links: Das Verhältnis von Kanonen und Butter im Haushalt der Vereinigten Staaten.

Rechts: Die Wirtschaft schafft weiterhin neue Arbeitsplätze, nur wenige davon für Farbige. Die Zahlen aus New York zeigen eine bedeutende Zunahme der Angestelltenarbeitsplätze in den letzten vier Jahren. Wenige Farbige haben eine entsprechende Ausbildung.

„Am 4. Juli, etwa um 23 Uhr, fuhren LeRoi Jones, Barry Wynn und Charles McCrae ihren Freund Tom Perry nach Hause. Sie kamen vom Spirit Haus, einem Theater, an dem LeRoi Jones und einige Anwohner der Stirlingstraße eine Aufführung vorbereiteten. Sie wurden plötzlich von Newarker Polizeioffizieren angehalten und des illegalen Waffenbesitzes und Plünderens bezichtigt. Als Jones und die anderen versuchten, mit den Offizieren zu sprechen, wurden sie brutal zusammengeschlagen und in Haft genommen.

Die Polizisten schlugen fest zu. Jones erlitt schwere Kopf-, Rippen- und Armverletzungen. Er wurde jedoch nicht geröntgt und es ist möglich, daß er verschiedene Knochenbrüche erlitt.

Zeugen geben an, daß die Polizei die drei Männer böseartig und ohne provoziert worden zu sein, angegriffen habe. So wurde z. B. der Volkswagen, in dem die drei fuhren, vollständig demoliert. Die Polizisten konzentrierten ihre Angriffe besonders auf Jones, der der Bekannteste der drei, zufälligerweise auch der Kleinste der drei ist. Die Art, in der die Gruppe angegriffen wurde, scheint auf Vorsätzlichkeit von Seiten der Polizei hinzudeuten.“

Erklärung des „Ad-hoc-Komitees afro-amerikanischer Künstler und Schriftsteller“ veröffentlicht in „The Militant“.

„Der Black-Power-Dramatiker LeRoi Jones, 32, wurde mit zwei geladenen 32-Kaliber-Pistolen in der Tasche aus seinem Volkswagen gezerrt. Jones, der den Negern einmal sagte, die einzige Art mit den Weißen fertig zu werden, sei, ihnen ‚die weißen Gelee-Gesichter einzuschlagen‘, wurde nun selbst zusammengeschlagen; eine stumpfe Waffe verletzte seinen Schädel und verursachte eine Wunde, die mit sieben Stichen genäht werden mußte.

„Time-Magazin“ vom 21. Juli 1967

„Polizisten nahmen einen grünen Volkswagen in Gewahrsam, fanden darin zwei Schußwaffen und drei Männer, unter ihnen Newarks extrem antiweißen Dramatiker und Dichter LeRoi Jones mit einer ihm vorher zugefügten Wunde, aus der Blut in seinen Bart floß.“

„Newsweek“ vom 24. Juli 1967

I
Die Bürgerrechtsbewegung ist tot; die Revolution noch nicht geboren. Die Straßen sind blutig, die Städte brennen, aber es ist schwer zu sagen, wie es so weit kommen konnte und unmöglich, wohin es führen wird. Die Exekutive ist auf allen Ebenen vollkommen hilflos und unfähig, über kurz oder lang Abhilfe zu schaffen. Der Einsatz von Armee und Polizei scheint die Gewalttätigkeit weniger zu unterdrücken als hervorzurufen. Vermittler haben keinen Spielraum. Sie verfügen weder über Geld noch Respekt und ihrer Rhetorik wird bei keiner Beratung und bei keiner Klasse länger Kredit eingeräumt. Die alten Wörter sind inhaltslos, die alten Erklärungen ohne Bedeutung, die alten Rezepte ohne Wirkung. Wir leben in der schlechtesten aller Zeiten.

Wir leben in der besten aller Zeiten. Die Verdammten der amerikanischen Erde stehen enger zusammen als je zuvor, durch Emotion zusammengeführt vielleicht sogar zur Aktionseinheit. Kein Bürgerrechtsmarsch, kein Sit-in, kein Boykott hat jemals so viele erfaßt. Das soziale Gewebe, das sie bindet und erstickt, platzt aus den Nähten. Die subtilen Methoden der sozialen Bestechung erweisen sich als ebenso wirkungslos die Gesellschaft intakt zu halten wie die brutalen Methoden der Unterdrückung; falls das jemand tröstet, der Liberalismus scheint im Augenblick kaum erfolgreicher als der Faschismus. Aber das Gefühl herrscht vor, daß die Kontinuität eines Zeitalters zerbrochen ist und daß wir an einer der seltenen Wenden der Geschichte angelangt sind und das, was nun heraufkommt grundlegend anders sein wird als das, was vergangen ist.

Es ist keine Zeit nüchterner Reflexionen, sondern eine Zeit der Beschwörung. Die Aufgabe des Intellektuellen ist mit der des Organisationsführers der Straße, mit der des Wehrdienstverweigerers, des Diggers identisch: mit dem Volk zu sprechen und nicht über das Volk. Die prägende Literatur jetzt ist die Underground-Literatur, die Reden von Malcolm X, die Schriften Fanons, die songs der Rolling Stones und Aretha Franklin. Alles Übrige

klings wie der Moynihan-Report oder ein Time-Essay, die alles erklären, nichts verstehen und niemanden verändern.

II

Martin Luther King war früher fähig, mit dem Volk zu sprechen. Er hatte die Macht, es, indem er ihm Bilder einer Revolution vor Augen stellte, zu verändern. Aber die Aufgabe des Revolutionärs ist es, die Revolution zu machen (sagen wenigstens die, die es fertiggebracht haben), und King hat keine gemacht. Er selber hat zugegeben, daß die Dinge in den Vereinigten Staaten für die Weißen und die Schwarzen schlechter stehen als zu der Zeit vor elf Jahren, als er den Busboykott in Montgomery initiierte. Im vergangenen Sommer wurde er in Chicago bei einem Massenmeeting ausgebuht und später, als er schlaflos im Bett lag, begriff er plötzlich warum: „Ich und andere wie ich haben zwölf Jahre lang strahlende Fortschrittsversprechen feilgeboten. Ich habe ihnen meinen Traum gepredigt. Ich habe Vorlesungen gehalten über den nicht allzufernen Tag, an dem sie ihre Freiheit haben würden, alle, hier und jetzt. Ich habe sie gedrängt, Amerika und der weißen Gesellschaft zu vertrauen. Ihre Hoffnungen sind abgestanden. Sie haben gebuht, weil sie fühlen, daß wir unfähig sind, das Versprechen einzulösen. Sie haben gebuht, weil wir sie bestürmt haben, Leuten zu vertrauen, die zu häufig bewiesen haben, daß sie das Vertrauen nicht wert sind. Jetzt werden sie feindlich, weil sie bemerken, daß der Traum, den sie so bereitwillig akzeptiert hatten, sich in ein Nachtmar verwandelt hat.“

King ist nicht schuldiger als wir, allerdings auch nicht unschuldiger. Die Zeit hat King überholt. Von Ereignissen, die er mittelbar selbst mit hervorgebracht hat, ohne sie voraussagen zu können. Er wird kaum die Führung zurückerlangen. Sowohl seine Philosophie wie seine Führungstechnik waren Produkte einer anderen Welt, von Beziehungen, die nicht länger herrschen und Erwartungen, die nicht länger gültig sind. King ver-

mutete, daß die politische Ökonomie Amerikas fähig wäre, die Masse der armen Neger in die Gesellschaft einzugliedern, ohne daß dabei größerer Druck ausgeübt werden müßte. Weiße Liberale sollten den Stoßkeil bilden, die Demokratische Partei die erfolgreiche Agentur der Veränderung, die marschierende Armee der Farbigen den Stachel im Gewissen. Die Schwierigkeit lag nur darin, die besten Taktiken zu finden, ein Programm vorzulegen, das man verwirklichen konnte und ein möglichst idealistisches Gesicht zu machen.

Das ging eine Weile lang gut. Der Feudalismus der Südstaaten begann sich aufzulösen (er war sowieso unhaltbar geworden). Wähler wurden registriert, Ecklokale integriert und Bürgerrechtsgesetze akzeptiert. Aber hinter der ersten Verteidigungslinie der Rassentrennung gab es Mauern aus festerem Stein. Eine Gesellschaft, die mit Rassismus durchtränkt war konnte die Mechanismen, durch die sie den Sozialstatus festsetzt, nicht ohne weiteres ablegen. Anders als der anachronistische Feudalismus im tiefen Süden zeigte sich das amerikanische System des Industrie- und Technologiekapitalismus praktisch unverwundbar. Märsche und Friedensgesänge waren vergeblich. Die „Machtstruktur“ des Mississippi-Deltas mochte gezittert haben, als sie „Ain't Gonna Let Nobody Turn Me 'Round“ hörte, aber die von Cook County blieb hart. Sie hatte wirkungsvollere Waffen: Ein Kampf-gegen-die-Armut-Programm einen Onkel-Tom-Abgeordneten, einige Arbeitsplätze und riesige Reserven von Toleranz. Wenn das versagte, was in der Tat geschehen ist, gab es immer noch ganze Armeen von Polizisten und Soldaten, die auf eine Endlösung vorbereitet waren.

King wird diese mißliche Lage zum erstenmal vor drei Jahren erkannt haben, als er, ohne ein Wort zu sagen, im Wahlausschuß der Mississippi Freedom Democrats von Atlantic City saß. Die Demokratische Partei, auf die er seine Hoffnung gesetzt hatte, verleugnete ihre Erklärung über das Wahlrecht der Farbigen; sie hatte nicht die Absicht, das Gleichge-

wicht der Kräfte zwischen Schwarzen und Weißen zu verändern und, was das Schlimmste an der Sache war, Hubert Humphrey und Walter Reuther, die liberale Avantgarde dieser Partei, schwangen die allerschwersten Kriegsäxte, um ihre eigene Haut zu retten und ihre eigenen Interessen zu schützen.

Falls diese Lektion noch Unklarheiten hinterlassen haben sollte, hätte King ein halbes Jahr später sehen können, wie die Partei des Friedens sich in Vietnam in den barbarischsten imperialistischen Krieg dieses Jahrhunderts stürzte. Wenn alles gut gegangen wäre, hätte er verstehen können, daß die strukturellen Erfordernisse, die zu diesem Kriege führten — die Politik und Wirtschaftsstrategie des Antikommunismus — den Erfordernissen parallel liefen, die das Proletariat an seinen Platz fesselte — die Politik und Wirtschaftsstrategie des Rassismus. Immerhin begann er zu ahnen, daß die soziale Zerstörung in Vietnam irgendwie unvereinbar ist mit sozialen Fortschritten zu Hause.

Solange alles gut ging, hatte King immer noch seine weißen Liberalen und seine schwarzen Marschierer. Aber dann lief alles schief und schiefer. Die weißen Liberalen hatten offenbar schlecht verstanden oder sie waren schlecht informiert. Sie unterstützten die Bewegung solange wie ihre Ziele auf die Integration und die Verbürgerlichung der armen Neger hinausliefen. Als das Ziel plötzlich Befreiung hieß, der Slogan Macht statt Freiheit und in der Folge die Gesellschaft, die sie so verzweifelt zu erhalten suchten, sich in Zuckungen wand, zogen sich die Liberalen zurück. Zuerst mit ihren marschierenden Füßen und dann mit ihren Scheckbüchern. Gleichzeitig und aus den gleichen Gründen wurde Kings schwarze Basis schmaler. Da er niemand mehr hatte, der auf seine Wünsche nach Veränderung einging, waren auch keine Wohltaten mehr zu erwarten. Es lag nicht daran, daß King die falsche Taktik gewählt oder die falschen Verbündeten angenommen hatte. Er war ganz einfach und mit verheerendem Effekt zu falschen Schlüssen über die Welt gekommen. Keine denkbare Koalition

und kein vorstellbares Programm hätten selbst nach seinen eigenen Voraussetzungen Erfolg haben können. Soweit seine Ziele revolutionär waren, konnte er sie nicht mit Hilfe von status-quo-Institutionen erreichen; soweit sie es nicht waren, zeigten sich seine Anhänger uninteressiert.

Kings Antwort bestand darin, in allen Richtungen nach einer neuen Anhängerschaft Ausschau zu halten. Vergangenen Sommer traf er, begleitet von den Fanfaren der nationalen Presse und großem Reklamerummel auf den Straßen in Chicago ein. Seine Angriffswaffe war diesmal die Gründung von Gemeinschaftsorganisationen, um „den Slums ein Ende zu bereiten“. Seine Strategie zerfiel in drei Phasen: von Mietern gebildete Räte sollten den Hausbesitzern zusetzen, Massendemonstrationen (von Farbigen und Weißen gemeinsam) sollten das Land in Aufregung versetzen, und die Regierung der Demokraten in Washington sollte das Freizügigkeitsgesetz für Farbige im Kongreß durchsetzen.

Es dauerte drei Monate, dann waren alle drei Bestrebungen gescheitert. Die örtlichen Mieterräte wurden von Mitgliedern des King-Stabes improvisiert, die keine Ahnung hatten, wie man das Problem löst, solide Basen in der örtlichen Bevölkerung zu errichten. Die Demonstrationen wurden zu früh gestartet, die Gemeinde war nicht vorbereitet, sie bis zum Schluß zu unterstützen und King mußte sich Bürgermeister Daley und seinen Freunden ergeben, ohne mehr zu erhalten als eine wertlose Reihe von Versprechungen, die niemals erfüllt werden würden. Die Demokratische Partei war auf nationaler Ebene unfähig, das Gesetz über die Freizügigkeit im Wohnungswesen durchzusetzen, obwohl sie theoretisch den „liberalsten“ Kongreß seit dreißig Jahren leitete.

King zog sich geschlagen zurück um sein neues Buch „Wie soll es weitergehen?“ zu schreiben 1) und tauchte erst vor ein paar Monaten wieder auf, um den Krieg zu verurteilen, der seine Bewegung ertränkt hatte. Seine Reden waren wie immer sehr flüssig und bewegend, aber wieder gingen

1) Where Do We Go From Here: Chags or Community, New York 1967

sie, wie immer, am Kern der Sache vorbei. Genau wie seiner Erklärung des Rassenkonflikts fehlt seiner Konzeption des Krieges die historische Perspektive und der Sinn für den Fortschritt der Gesellschaft. Er scheint zu glauben, daß der Fortschritt unausbleiblich ist, weil eine abstrakte moralische Kraft ihn ja erheischt. Die Wirklichkeit stellt sich ihm als eine Kette von kleinen Episoden dar: „jede revolutionäre Bewegung setzt sich aus den Gipfeln gemeinsamer Aktivität und den Tälern der Diskussionen und inneren Unordnung zusammen.“ Leben heißt eben, eine gottverdammte Sache an die andere reihen.

Es ist nicht gerade einfach, Kings Moralität mit seiner Geschichte — oder deren Abwesenheit — zu versöhnen. Heutzutage schätzt es der normale Leitartikler, von Kings „nobler Haltung“ und der Reinheit seines Humanismus zu reden und dann zu seufzen, daß die Welt für ihn noch nicht reif sei. Aber es trifft genauer wenn man sagt, daß King nicht reif für die Welt ist. Das schwarze Volk von Amerika steht vor losgehenden Gewehren, durch betrügerische Berechnungen überstimmt, am äußersten Rande der Macht. Kings Beschwörung der Liebe, der Integration und der Gewaltlosigkeit mag zwar das umfassen, was er die „judäo-christliche Tradition“ nennt, aber in den Vereinigten Staaten und dieser Generation sind diese Forderungen doch im Grunde die Forderungen der Bosse, der Prediger, der Verleger und der Politiker. „Auch-die-andre-Wange-hinhalten“ war immer ein persönlicher Standpunkt, niemals ein allgemeiner Grundsatz: Menschen können Selbstmord begehen, Völker nicht. Moralität beginnt, genau wie die Politik, am Lauf eines Gewehrs.

Trotz Kings berühmter Ernsthaftigkeit und der Super-Ehrbarkeit, die er ausschwitzt, ist etwas Unehrlisches in seinen öffentlichen Verlautbarungen. Er spricht nicht einfach aus, was ist, sondern das, was seiner Meinung nach seiner Zuhörerschaft genehm ist. Sein neuestes Buch z. B. dessen Leser Weiße sein werden, klingt, als ob es zum lauten Vorlesen

in Vorortsynagogen und ADA-Mitgliederversammlungen²⁾ geschrieben worden wäre. Er berichtet ausführlich von den heroischen Taten der amerikanischen Neger, etwa von der des Einwanderers aus Guinea, Jan Matzinger, der eine Maschine zur Serienanfertigung von Schuhen erfand, aus der schließlich „die Multi-Millionen schwere United Shoe Machinery Compagny“ hervorging, oder von Norman Rillieux, „dessen Erfindung einer Verdunstungspfanne den Zuckergewinnungsprozeß revolutionierte“. Dann erzählt er Familienklatsch über die Diskriminierung seiner Familie. Der ganze Ton ist der eines Mittelklassennegers, der mit seinem weißen liberalen Freund immer die gleichen alten Gespräche über die Rasse führt. Schließlich schlägt King — in seinem jüngsten Buch — ein paar „Aktionsprogramme“ vor, die meistens auf Forderungen an den Gesetzgeber hinauslaufen, die entweder gar nicht erst verabschiedet würden, oder, falls doch, keineswegs auf die „strukturellen Veränderungen in der Gesellschaft“ hinausliefen, auf die er gelegentlich anspielt. Er liebäugelt mit den Ideen eines garantierten Jahresmindesteinkommens, größerer Beteiligung der Farbigen am Wahlbeamtentum, besserer Schulen, zahlreicher Arbeitsplätze und garantierter Rechte. Das sind tadellose Ziele, aber King hat keine genaue Vorstellung, wie er sie erreichen soll, oder wohin sie führen würden. Obwohl er von strukturellen Veränderungen redet, geht er von der Erhaltung der herrschenden Strukturen aus.

III

Was man jetzt am allerschwersten begreifen kann — wenn man sich an die Zeit erinnert, wo King das Titelblatt des Nachrichtenmagazins Times zierte und den Nobelpreis empfing — ist seine völlige Unerheblichkeit. James Baldwin hat vor etwa sieben Jahren in Harper's Magazine geschrieben, daß King „wie kein Neger vor ihm, „Erfolg damit hatte, die Schlacht in das Herz des Einzelnen zu verlegen und ihre Entscheidung dem indivi-
²⁾ Americans for Democratic Action

duellen Willen anheimzugeben. Er hat damit die schwere Verantwortung auf sich genommen, auf dem Wege weiterzugehen, den zu verfolgen er so vielen Leuten Mut gemacht hat. Wie er die Führungsrolle wahrnehmen wird, weiß ich nicht, aber ich sehe nicht, wie er am Ende einen Bruch mit den Gewohnheiten und Attituden, Kriegslisten und Ängsten der Vergangenheit vermeiden will“.

Baldwins Skeptizismus war klug. Der Bruch trat nicht ein und das Herz ist nicht länger der Kampfplatz. War er 1960 fast ein Jeremia, so scheint King jetzt ein schwarzer Josua Loth Liebman zu sein: „Die fruchtbarste Verhaltensweise ist, fest zu bleiben, gewaltlos vorzudringen, Enttäuschungen in Kauf zu nehmen und sich an die Hoffnung zu klammern. Unsere entschiedene Weigerung uns aufhalten zu lassen, wird uns endlich die Tür zur Erfüllung öffnen. Indem wir die Notwendigkeit, in einem gerechten Kampf zu leiden akzeptieren, können wir das ganze Ausmaß unserer Humanität verwirklichen. Wir müssen, um uns vor Bitterkeit zu bewahren, die Vision aufrechterhalten, daß in der Heimsuchung dieser Generation die Chance liegt, uns selbst und die amerikanische Gesellschaft zu verändern.“ Im Sommer 1967 pendelte King zwischen Chicago und Cleveland hin und her. Er hat die „Schluß-mit-den-Slums“-Kampagne in Chicago fast ganz aufgegeben und fördert stattdessen eine „Operation Brotkorb“, ein Vorhaben, das ökonomischen Druck auf große Lebensmittelhändler-Organisationen ausüben soll, um Farbigen mehr Arbeitsplätze zu verschaffen. Eine ähnliche Taktik hatte vor vielen Jahren in Philadelphia einen begrenzten Erfolg, woanders war ihre Wirkung nicht bedeutend. King hofft, von der Chicagoer Basis aus Pfarrer im ganzen Land, die mit seiner Southern Christian Leadership Conference in Verbindung stehen, dafür zu gewinnen, „Brotkörbe“ gegen die Konzerne National Dairy Products, Kellog und California Packing Company zu organisieren. In der Theorie sieht das so aus, daß die Geistlichen mit den Gesellschaften über Arbeitsplätze für Farbige verhandeln; wird kein Fortschritt erzielt, sollen die Gemeinden be-

wegt werden, gegen die Waren dieser Gesellschaften zu demonstrieren oder sie, wenn nötig, zu boykottieren. Gleichzeitig erhält Kings Stab in Chicago einen Kredit aus Bundesmitteln, um die Berufsausbildung voranzutreiben, so daß einige Neger aus den Straßen des Gettos neue Arbeitsplätze ausfüllen könnten, falls es welche geben sollte.

Nichts spricht dafür, daß die „Brotkörbe“ auf nationaler Ebene erfolgreicher sein werden als die auf lokaler. Die Organisation ist wenig durchdacht und, was schwerer wiegt, viele der Voraussetzungen der ganzen Aktion erscheinen fragwürdig. Die paar Arbeitsplätze, die dabei herauspringen, können den Charakter der Gettos nicht verändern; bestenfalls gelingt einigen weiteren Farbigen der Absprung in die Mittelklasse, wie ein paar überhitzte Wassermoleküle aus einem siedenden Topf spritzen. Viele Arbeitsplätze werden von Negern eingenommen, die schon ausgebildet sind (und etwas weniger begehrenswerte Stellungen aufgeben) oder von den Spitzen der unteren Klassen, also denjenigen, die darauf warten, abspringen zu können. Die örtlichen Gruppen, die die Forderung nach Arbeitsplätzen unterstützen, werden geflissentlich von dem SCLC-Stab kontrolliert, der sich mit dem einzigen farbigen Geschäftsmann der Stadt abstimmt. Es gibt wenige Vorbedingungen dafür, daß eine dauerhafte Organisation oder gar eine Bewegung entstünde. Die „Aktion Brotkorb“ läuft auf eine Eskalation der Rhetorik, aber eine Verminderung der Macht über eine breite Basis hinaus. Mehr als jede vorhergehende Aktion Kings geht sie von der Dauerhaftigkeit, ja, Erwünschtheit der augenblicklichen ökonomischen Verhältnisse aus. Das einzige, was sich verändert hätte, wären ein paar schwarze Gesichter mehr hinter den Ladentischen und Theken.

In Cleveland arbeitet Kings Stab auf breiterer Basis, aber die Aktion dort ist neu und wird wahrscheinlich an den gleichen Unzulänglichkeiten scheitern, die wir bereits im Chicagoer Projekt entdeckt haben: kopflastige Organisation, vorzeitige Aktion, Orientierung auf Nahziele (statt einer echten Bewegung). Falls es zu Gewaltanwendungen kommt, wird Kings Situation

noch prekärer. Er hat nun schon einige Jahre lang zwischen weißer Angst und schwarzem Zorn herummanövriert. Auf der einen Seite erzählt er den Weißen, daß er die Gettos nur dann unter Kontrolle behalten könne, wenn sie seine Arbeit unterstützten und ihm irgendetwas gäben, was er weiterreichen kann; auf der anderen Seite erzählt er den Farbigen, von denen er glaubt, daß sie seinem Einfluß unterliegen, daß der Aufstand zu nichts führen wird und daß er allein ihnen das geben kann, was sie wünschen. Das ist ein ausgetüfteltes Spiel, das vollendetes politisches Geschick erfordert, und obwohl King die Spielregeln einhält, bisher wenig eingebracht hat. Die Weißen haben aufgehört, ihm zu glauben oder sich wirklich um ihn zu kümmern, die Farbigen hören kaum noch hin.

IV

Nicht etwa, daß das Getto auf irgendjemand sonst hörte. Kein schwarzer Führer von nationaler Reputation spricht eine verständliche Sprache. Der einzige wirkliche schwarze Held dieser revolutionären Generation war Malcolm X; Stokely Carmichael kommt ihm näher als die meisten, aber er ist etwas zu verspielt und nicht zynisch genug, um der tiefsitzenden Angst des schwarzen Amerika Ausdruck zu geben. Carmichael ist genauso wie alle übrigen glänzenden SNCC-Organisatoren³⁾ aus der Zeit der frühen 60er Jahre, noch immer in der weißen Kultur befangen. Was passiert, wenn ein Kind von Camus erwachsen wird? Seine öffentlichen Auftritte sind etwas zu theatralisch; jeder eine tour de force. „Stokely Carmichael, der TV-Star-Michael“, nannten ihn seine Freunde 1964 in Mississippi. Bis jetzt, so kann man sagen, ist es ihm zu einfach gemacht worden. Carmichaels Nachfolger, Rap Brown, fehlt Carmichaels Lächeln und sein spröder Glanz, aber er scheint sich unter den langsam vorwärtsschreitenden schwarzen Armen wohler zu fühlen. Es kann sein, daß seine Sprache zu gefährlich klingt, als daß man ihn tolerieren wird. „Wir werden diese Stadt

³⁾ SNCC = Student Non-Violent Coordinating Committee

bis auf die Grundmauern niederbrennen“, sagte er. Die Apokalypse findet sich normalerweise in den Gesprächen des Gettos, aber außerhalb klingt das nach verbrecherischer Anarchie. Brown muß zwischen dem Verständnis, das er bei seinen Zuhörern findet und der Toleranz seines Feindes wählen.

Im letzten Winter entschied sich SNCC dafür, in die Cities der nördlichen Städte zu gehen und dort Organisationen aufzubauen, wie sie ähnlich früher in den schwarzen Südstaaten gegründet worden waren. Die politischen Ziele der Kampagne im Süden — die Wahl von Politikern, Aufhebung der Rassentrennung in den Schulen, Verbesserung der ökonomischen Lage — sind nicht erreicht worden. Aber SNCC war immerhin fähig, radikal neue Modelle für die Organisation der Gemeinden zu entwickeln. Die Projekte in Mississippi und Alabama hatten dem Volk plötzlich Selbstgefühl und das Gefühl seiner Macht vermittelt.

Der Erfolg stellte sich sowohl aus guten wie aus schlechten Gründen ein. Die schwarzen und weißen Intellektuellen des SNCC bezauberten das ländliche „folks“ und organisierte es zugleich. Als die jungen Leute des SNCC abzogen fielen die örtlichen Organisationen häufig in den alten Zustand zurück, wenn nicht vollkommen, so doch wenigstens auf eine niedrigere politische Organisationsstufe als sich SNCC vorgestellt hatte. Eine unerträgliche Vereinsmeierei machte sich in den Distrikten breit, wo SNCC und die Freedom Democrats am härtesten gearbeitet hatten. SNCC wurde weithin bedeutungslos und die Mitglieder seiner Stäbe es mehr oder weniger müde, herumzureisen und die Nachwirkung ihrer Tätigkeit zu erleben. Die nördliche Kampagne fand niemals wirklich statt. Einige Organisatoren geben sich in einer kleinen Anzahl von Städten noch mit ihr ab. Aber alles in allem ist ihr Aufwand gering und ihr Erfolg verpufft. In Harlem arbeiten die Mitglieder des SNCC-Stabs mit einem Elternbeirat zusammen. In Newark versucht ein Team, das Volk davon zu überzeugen, daß es bei der Lösung jedes Problems, das es betrifft, den radikalsten Weg einschlagen

muß. Seit dem Frühjahr hat SNCC die meiste Aktivität in die Politisierung der Neger-Colleges investiert. Denn schließlich verstehen sich Carmichael und die meisten anderen vom SNCC herangezogenen Farbigen am besten mit ihresgleichen. SNCC hat seinen Ursprung in den schwarzen Universitäten des Südens und seine Rückkehr ist sowohl logisch als auch nützlich.

Von den anderen nationalen Organisationen versucht nur noch CORE⁴⁾ die Tiefen des schwarzen Problems auszuloten. Floyd McKissick weiß vielleicht nicht genau wo er sich befindet. Aber in dem Jahr, in dem er Direktor war, hat er zumindest den Versuch unternommen, herauszufinden wo er sich befinden sollte. Er lernte ziemlich rasch, die Basis nicht in der schwarzen und weißen Mittelklasse zu suchen, aus der die Organisation hervorgegangen war, sondern tief im Getto, in das McKissick durch Veranstaltungen, Versammlungen und Aktionen einzudringen versuchte. Aber es gibt noch immer wenige Städte, wo CORE mehr ist, als eine Sache, auf die nur Journalisten Bezug nehmen.

V

Wir sind daran gewöhnt, ja geradezu dazu erzogen worden, soziale Umwälzungen stets als das Werk sichtbarer politischer Organisationen zu betrachten. Diese Annahme geht davon aus, daß es ein Medium geben müsse, das platterdings den reinen Ausmaßen und der Festigkeit der Institutionen, die es zu verändern gilt, entsprechen müsse. Die Freedom Party von Lowndes County, die sogenannten Black Panthers, hat man als unbedeutend betrachtet, weil sie die Macht im Staat nicht wirklich übernehmen konnte. Sie konnte die bestehenden sozialen Verhältnisse eines großen Landstrichs nicht schnell und entscheidend erschüttern. Man nimmt an, daß Parteien, seien sie nun konservativ oder revolutionär, die einzigen Agenturen des sozialen Fortschritts seien, und daß ihre Größe von ent-
⁴⁾ Congress of Racial Equality

scheidender Bedeutung wäre. Die Bedeutung einer politischen Partei, einer Demonstration, einer Veröffentlichung oder einer Organisation scheint demnach direkt mit ihrem zahlenmäßigen Gewicht in Zusammenhang zu stehen. Aber irgendwie ist diese Annahme falsch. In den letzten Jahren haben Umschichtungen stattgefunden, die die Zahlentheorie völlig zerstören. Nicht die politischen Parteien waren die Ursache dafür, daß im Juli Panzer durch die Cities der größten Städte des Landes rollten. Nicht Parteien forderten Tausende von Soldaten heraus und zerstörten Eigentum im Werte von Milliarden von Dollar. Wir sind Zeugen eines viel subtileren Prozesses, der sehr viel schwieriger örtlich oder zeitlich zu fixieren ist. Die Bürgerrechtsorganisationen, die im letzten Jahr noch Schlagzeilen machten, sind genauso auf die Ränge verwiesen wie wir alle, gleichgültig wie laut ihre Predigten und eindringlich ihre Presseerklärungen sind. Den schwarzen Politikern von Onkel Tom bis zu den Militanten bleibt nichts anderes zu tun, als vor den Kameras zu posieren. Rep. John Conyers aus Detroit, der als der Prototyp der neuen Generation gilt, ist für seine Kriegszone ebenso bedeutungslos wie William Dawson für die von Chicago. Adam Powel hätte besser in Bimini bleiben sollen. Selbst die Black Power Konferenz im Juli in Newark fand zwei Wochen zu spät statt. Es war eine ziemlich witzlose Zusammenkunft betriebsamer Funktionäre, die irgendwelchen Verbündeten nachjagten als sie in den Straßen keine Unterstützung mehr fanden. Ein guter Teil der schwarzen Emphase war reine Scharade. Die Konferenz tagte in einem weißen Hotel und in weißen Kirchen und mächtige weiße Konzerne (Bell Telephone z. B.) stellten Geschenke und Quartiere zur Verfügung. Die meisten Teilnehmer wurden von Weißen subventioniert. Wenn sie dahin hätten gehen wollen, wo die Aktionen waren, hätten sie acht Häuserblöcke vom Military Park Hotel entfernt in das Getto von Newark spazieren können, das nach fünf Nächten voller Gewalttaten niedergebrannt, ausgeraubt und verfallen war. Gegen Ende der Konferenz statteten ihm einige einen routinemäßigen Be-

such ab, einige kamen mehr aus Neugier. Aber keiner von ihnen war da gewesen, als man sie gebraucht hätte, nämlich in den Tagen, als Black Power in den Straßen lebendig war. Als die Konferenz stattfand hatte sie keinerlei Einfluß auf die schwarze Revolution, die die Delegierten so beredt feierten.

So ist alles, was bisher geschehen ist, nur ein Prolog. Nicht die ersten Schritte auf einer langen Treppe mit gleichen Stufen, sondern Präliminarien, die von der Hauptsache qualitativ unterschieden sind. Die Manöver des letzten halben Jahrzehnts sind durch Kings Annahme gekennzeichnet, daß das amerikanische Gesellschaftssystem die Forderungen seiner unteren Klassen und seiner entfremdeten Bevölkerung irgendwie lösen kann. Seit diesem Sommer wissen wir alle, daß es das nicht kann. Diejenigen, die von ihren Machtpositionen aus reden, scheinen nicht die geringste Ahnung zu haben, wie diese Forderungen lauten, geschweige denn, wie man ihnen begegnen kann. Jerome Cavanaugh von Detroit ist der fortschrittlichste Bürgermeister im ganzen Land; sein Schlachtfeld ist blutiger als das von Sam Yorty. Die Autoarbeitergewerkschaft in Detroit machte den Versuch, die Neger in die Wirtschaftsgemeinschaft zu integrieren; keine andere Gewerkschaft kann ähnliches erreichen. Kampf-der-Armut-Programme, Badeanstalten, freie Fahrten zu den Vergnügungsparks, Erziehungsbeihilfe: wenn das das ganze Arsenal war, um Aufstände zu verhindern, dann ist das Versagen offenkundig.

Martin Luther King und die Führer, die an die Gewaltlosigkeit appellierten, CORE, die schwarzen Politiker, das alte SNCC gehen allesamt an der Sache vorbei! Die Sache selbst befindet sich auf den Straßen von Detroit und Plainfield, Newark und Cambridge. Die Regierung hat deswegen nicht geantwortet, weil es für Leute, die durch ihre Aktionen die Legitimität der Regierung selbst in Frage stellen, keine adäquate Antwort gibt, es sei denn Unterdrückung und Untersuchungsausschüsse. „Der Name des Spiels“, sagte ein Mitarbeiter der Bürgerrechtsbewegung in San Francisco

kürzlich, „ist Chaos“.

Aber das trifft nicht ganz zu. Der Aufstand hatte mehr Methode als die Zeitungen und die Öffentlichkeit draußen sehen konnten. Die Plünderungen erfolgten planmäßig: die teuerste Ware wurde zuerst geholt, und dann blieben die billigsten Dinge häufig liegen. Was die Beobachter unterschiedslos als „Demolierung“ bezeichneten war die wohlüberlegte und gezielte Zerstörung weißer Läden durch Tausende von Leuten. In Newark wurde z. B. kein einziger Laden eines Black Muslims angegriffen, außer von der Polizei. Diese Einmütigkeit der Absichten (jeder beliebige Plünderer hätte allein oder mit einem andern in den Laden eines schwarzen Kaufmanns einbrechen können, aber das geschah eben nicht) legt den Schluß nahe, daß die Rebellionen jenseits einer chaotischen Aktion des Mobs ihre eigene Authentizität hatten.

Sowohl Gouverneur Hughes in New Jersey wie Bürgermeister Canavaugh in Detroit erklärten, daß sie „entsetzt“ waren über den karnevalistischen Geist, der in ihren jeweiligen Gettos herrschte. Sie sahen mit Schrecken, wie die Plünderer Fernsehgeräte und Möbel herausschleppten. Aber seltsamerweise können die Plünderer gerade diese Reaktionen beabsichtigt haben. Das Leben im Getto war immer eine elende Karikatur der Mittelklassen-Werte: der rosa Cadillac, auf Kredit gekauft, die Fernsehgeräte in jeder überfüllten Wohnung, die wüsten Saufereien am Sonnabend wie in den Clubs im Lande. Die Aufstände öffneten ebenfalls den Materialismus der Vorstädte und die legale Gewalttätigkeit, die im Namen der Regierung begangen wird, nach. Die Gesellschaft lehrt die Farbigen, Güter anzuhäufen und die Feinde des Staates zu töten; die Farbigen kommen dieser Aufforderung nach, so wie sie es verstehen. Von ferne betrachtet waren die Aufstände Szenen eines großen, spontanen moralischen Lehrstücks, die von Guerillas auf dem einzigen wirklichen Theater aufgeführt wurden. Diese Aufstände befolgten gewisse Prinzipien. Aus ihnen ging eine primitive, neue Art von Politik hervor. Es gibt mächtige schwarze Straßen-

führer, die sich als örtliche Helden festgesetzt haben, und obwohl sie weder interviewt werden noch sich an die Vorstädte um Subventionen wenden, sind sie mächtig. Die erste Welle kam aus Watts — Tommy Jacquette, Brother Crook und ein Dutzend weitere. Vor dem Sommer 1965 lungerten sie in den Straßen herum; jetzt sind sie die neuen politischen Organisatoren des Gettos von Los Angeles. Sie sind halb Guerilla und halb Stimmungsmacher. Sie arbeiten zwischen Organisation und Revolution, und suchen tastend nach einem Weg auf dem eine verbitterte und mobilisierte Minderheit ein System verändern kann, das, wie sie wissen, sie niemals so akzeptieren wird wie sie sind. Sie verachten die Rechenkunststückchen und vermeiden das sichtbare Gleichgewicht. Man hat ihnen gesagt, daß ihre Lage hoffnungslos sei, aber sie sind jenseits der Hoffnung. Die Strategie ist, die Masse in Bewegung und in Tätigkeit zu halten, Lärm und Unruhe zu verursachen und ständig zu zerstören. Langsam lernen andere Gettobewohner das gleiche zu tun. Noch spricht niemand von revolutionären Institutionen; das ist nur natürlich, denn noch gibt es keinen revolutionären Kontext sondern nur Annäherungsversuche. Bestenfalls werden neue Gettoorganisationen entstehen: Gemeindeschulen, Wohnblockräte, Mietergewerkschaften, Polizeipatrouillen, Werkgruppen. Der Witz ist, für den Augenblick die Demokratie radikal zu erweitern, und diese Aufgabe wird Weiße ebenso wie Schwarze einbeziehen.

Die Aufstände im Juli haben das fertiggebracht, was jeder in Amerika seit dreißig Jahren für unmöglich gehalten hat: Massenaktionen haben die Gesellschaft in Zuckungen versetzt und die reibungslose Regierungsmaschinerie zum Stillstand gebracht. Arme Farbige haben den liberalen Eliten die Mitte der Bühne weggenommen, was bedeutet, daß die alte Ordnung erschüttert worden ist. Es ist sofort einsichtig, daß die Zeit der größten Gefahren gerade erst beginnt. Das politische Establishment wird weit nach rechts gehen und die „Prellböcke“ — Bürgerkomitees, die Nonkonformisten, die liberalen Politiker, die die Linke decken — werden möglicherweise

Black Power Die verzweifelte Generation wurde vom Editorial Staff der Sunday Times geschrieben.

Andrew Kopkind ist Mitherausgeber der amerikanischen Zeitschrift The New Republic und Washingtoner Korrespondent der englischen Wochenzeitschrift New Statesman. Er lebt in Washington D. C.

Das Zitat von **James Baldwin** stammt aus seinem Buch **Hundert Jahre Freiheit ohne Gleichberechtigung**, Hamburg 1964 (S. 11), von **Frantz Fanon** aus **Die Verdammten dieser Erde**, Frankfurt 1966 (S. 73) **Dr. Alvin F. Poussaint M. D.** ist Assistant Professor für Psychiatrie an der Tufts University. Die hier geschilderte Szene berichtet er in seinem Aufsatz: **Ein farbiger Psychiater erklärt die Psyche der Farbigen** (New York Times Magazine 20. 8. 67)

ausgelöscht. Diejenigen, die auf den Straßen tätig werden, brauchen eine neue Koalition hinter sich, um die unausbleiblichen Rufe nach Unterdrückung abzufangen. Der Bürgerkrieg und der Krieg in Vietnam haben es im Laufe des Sommers 1967 fertiggebracht, den Liberalismus in seiner bisherigen offiziellen Gestalt zu ermorden. Wenige beklagen das. Für die Gehirne, die nun von den alten Mythen befreit worden sind, ist es die dringendste Aufgabe, darüber nachzudenken, welche Gesellschaft jetzt errichtet werden sollte, die ohne den Imperialismus auskommt und keine Anlässe zu Revolten bietet. Wenigstens wissen wir jetzt, daß selbst dann, wenn alle Programme von Martin Luther King zu Gesetzen, alle Reformen von Jerome Cavanaugh angenommen und die Pläne der Großen Gesellschaft Präsident Johnsons, wie sie auf dem Papier stehen, vor unseren eigenen Augen in die Wirklichkeit umgesetzt würden, eines unausweichlich bestehen bliebe: die Guerillas in den Städten Amerikas.

VoltaireFlugschriften herausgegeben von Bernward Vesper im **Voltaire Verlag** Berlin 15. Die erste Analyse erschien zuerst in The Sunday Times vom 30. Juli 1967 unter dem Titel: **The Negroes: A Generation of Despair**. Die Übersetzung besorgte Urs Müller-Plantenberg und Gudrun Ensslin. Der zweite Aufsatz erschien in The New York Review of Books vom 24. August 1967 unter dem Titel: **Soul Power**. Die Übersetzung besorgte Gudrun Ensslin. Mit freundlicher Genehmigung der Zeitschriften © 1967 The New York Review of Books and Sunday Times. © für die deutsche Fassung Voltaire-Verlag, Berlin. Nachdruck nur mit schriftlicher Genehmigung. 1. Auflage Oktober 1967.

Gesamtausstattung Christian Chruxin, Berlin.
(Umschlagzeichnung nach Kanon der Proportionen von da Vinci)
Buchdruck Seitz & Höfling, München.

VoltaireFlugschriften herausgegeben von Bernward Vesper
VoltaireFlugschriften erscheinen in unregelmäßigen Abständen, jedoch mit mindestens zwölf Lieferungen innerhalb eines Jahres.
20% Rabatt zuzüglich Porto für Abonnenten.
Bestellungen nimmt Ihre Buchhandlung oder der Verlag entgegen.
Voltaire Verlag, 1000 Berlin 15, Bregenser Straße 4.

- 1 **Peter Weiss, Vietnam!** (vergriffen)
90 Seiten, Paperb. DM 6.—
- 2 **Jean-Paul Sartre, Warum ich nicht in die Vereinigten Staaten reise** (vergriffen)
- 3 **Otto Brenner, Wir brauchen keine Notstandsgesetze!** (vergriffen)
- 4 **Heinrich Böll, Die Freiheit der Kunst** (vergriffen)
- 5 **Bertrand Russell, Jean-Paul Sartre, Plädoyer für einen Kriegsverbrecherprozeß.** Manifeste zum Vietnamkrieg. DM 4.—/3.20
- 6 **Günther Anders, Nürnberg und Vietnam.** Synoptisches Mosaik.
DM 1.—/—80
- 7 **Heinrich Hannover, Schubladentexte der Notstandsgeschichte.**
DM 5.—/4.—
- 8 **Leo D. Trotzki, Ihre Moral und unsre** (November 1967) DM 3.—/2.40
- 9 **Karl Jaspers, Gespräche über Deutschland** (in Vorbereitung)
- 10 **Bernard Larsson, Demonstrationen. Ein Berliner Modell,** Fotos. Mit Texten von Jacob Taubes, Peter Schneider, Rudi Dutschke, Reinhard Lettau und Augenzeugenberichten. DM 6.—/4.80
- 11 **Hans Magnus Enzensberger, Staatsgefährdende Umtriebe.** DM 2.—/1.60 (November 1967)
- 12 **Bedingungen und Organisation des Widerstands. Der Kongreß in Hannover.** Protokolle. Mit Beiträgen von Wolfgang Abendroth, Jürgen Habermas, Hartmut von Hentig, Erich Kuby, Horst Mahler, Knut Nevermann, Bahman Nirumand, Rudi Dutschke, Wolfgang Lefèvre, Ulrich K. Preuß u. a. DM 6.—/4.80
- 13 **Peter Schneider, Franz Josef Strauß der verfolgte Verfolger** (in Vorbereitung)
- 14 **Black Power, Die Ursachen des Guerillakrieges in den Vereinigten Staaten,** DM 3.—/2.40